Die Vermassung des Buches und die Bibliotheken

Autor(en): **Scherrer-Bylund, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nachrichten / Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare, Schweizerische Vereinigung für Dokumentation = Nouvelles / Association des Bibliothécaires Suisses, Association Suisse de Documentation**

Band (Jahr): **48 (1972)**

Heft (1): **Begegnung mit dem Buch : vierundfünfzig Anmerkungen und acht Zeichnungen = Rencontre avec le livre : cinquante-quatre essais et huit dessins**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-770988

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Vermassung des Buches und die Bibliotheken

Eindringlicher als viele sonst hat sich Ludwig Feuerbach, der Philosoph des Anthropologismus, mit dem Wesen des Buches auseinandergesetzt. In seiner kleinen Schrift von 1834, «Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen», schildert er es in wechselnden Bildern. Er bezeichnet die Bücher als «die abgeschiedenen Seelen der Menschen . . ., denen . . . eben so viel Leben und Kraft als den lebendigen Menschen zukommt, weil sie geistige Individualitäten sind»; er bezeugt: «Der Verkehr mit Büchern ist ein Verkehr mit Geistern»; er beschreibt sie als «einsame Kapellen, die der Mensch in den wildromantischen Gegenden des Lebens auf den höchsten und schönsten Standpunkten errichtet, . . . um sich in ihnen von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln und seine Gedanken auf ein anderes Sein als das nur sinnliche zu richten»; er nennt sie Teleskope; er zitiert zu ihrem Ruhme Miltons Areopagitica, Diodor von Sizilien, Francis Bacon. Aus Sebastian Franck führt er den Satz an, der Bücher «ein[z]iger rechter Gebrauch sey, daß wir ein Zeugnis unseres Herzens darinnen suchen». Und da für Feuerbach, dessen tiefstes Anliegen es ist, «den *ganzen* Menschen» zu finden, «Geist und Liebe nur Zweige eines und desselben Stammes» sind, nimmt er seine Gleichnisse auch aus dem Wortschatz der Liebe: er vergleicht die Bücher mit keuschen Jungfrauen, «die nur allmählich am Feuer der Liebe ihre natürliche Widerspenstigkeit und Sprödigkeit verlieren, nur dem beständigen, eingeweihten, vertrauten Liebhaber die Mysterien ihres Wesens enthüllen, und die letzte Gunst erst dann ihm gewähren, wenn er die härtesten Wasser- und Feuerproben aller Art glücklich bestanden hat. Darum ist auch die wahre Lektüre . . . ein Akt der lebensvollsten Innigkeit. . . . Wir werden in ihr eines andern Wesens als unser eigenstes inne, durchdrungen von demselben Entzücken, das Adam bei dem Anblick der Eva erfuhr».

Freilich geht es auch in anderer Beziehung «den Büchern wie den Jungfrauen. Gerade die besten, die würdigsten bleiben oft am längsten sitzen». Doch ungeachtet gelegentlicher Bissigkeiten schwärmt Feuerbach weiter von den Wundern der Bücher und des Lesens: «Es gibt . . . schon im Leben eine Metempsychose. Dies ist die Lektüre. . . . Welch ein herrlicher Genuß ist es nicht, in die Seele eines Plato, eines Goethe sich zu verwandeln! Freilich . . . fahren wir auch auf dieser Seelenwanderung oft in die Seele eines Kamels, eines Esels und andrer niedriger Geschöpfe. Indes hat es doch auch seinen großen Nutzen, zu wissen, wie es in der Seele eines Esels aussieht». Darin liegt die Rechtfertigung für die schlechten Bücher. — Immer befreit das Lesen «von einer Menge unwesentlicher Eindrücke und Affectionen», denn «in der Lektüre befinden wir uns im Zustande des Somnambulismus, aber eines Somnambulismus mit wacher Vernunft . . ., wir werden frei von

dem sonst uns beherrschenden Gesetze der Gebundenheit an einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit, wir werden entrückt dem Kreise der gemeinen Sinnenwahrnehmungen, wir schauen in das innerste Leben anderer Menschen hinein, wir werden selbst durch sie mit den Geistern in Rapport gesetzt». Doch «können wir auch nichts aus den Büchern schöpfen, was wir nicht zugleich . . . aus uns selbst schöpfen; das Wasser, das in den öffentlichen Brunnen der Bücher läuft, ist aus derselben Quelle, aus der das Wasser in unserm eignen Haus- und Küchenbrunnen fließt. Das Buch ist das wahre Second Sight, das reelle zweite Gesicht des Menschen, der Spiegel, in dem er die Anschauung seiner selbst hat, das . . . ‚Erkenne dich selbst' des Sokrates». — «Der Mensch, . . . der viel mit Büchern umgeht, hat an der Lektüre die Makrobiotik seines Lebens; . . . er datiert sein Sein nicht von heute, sondern von seinen urältesten Ahnen. Jede Woge im Strome der großen Vergangenheit ist ein Pulsschlag seines eignen Lebens». So haben wir in des «echten Schriftstellers» Buch «eine imponierende Individualität, eine gebieterische Macht, ein sich selbst behauptendes Wesen, ausgestattet mit aller Kraft und Fülle des Lebens».

Sind diese überströmenden Herzensergießungen des begeisterten Lesers Feuerbach schwärmerische Gedankenspiele einer unwiederbringlich vergangenen Zeit, die selbst noch im Zeichen des aufkommenden Materialismus dem philosophischen Idealismus nahe stand? Sind sie längst hinweggeschwemmt von den Sturzwellen des Gedruckten und verschüttet vom Schlamm geschäftstüchtiger Büchererzeugung? Oder besitzen wir in ihnen etwa unvergängliche Erkenntnisse über die Gemeinschaft zwischen den Trägern des Geistigen aller Zeiten und Zonen? Mindestens bezeugen sie, was das Buch einem wahren Liebhaber bedeutet: Begegnung mit einem lebensvollen *Subjekt*.

Da bleibt uns heutigen Bibliothekaren, denen Bücher mehr und mehr zum *Objekt* des Berufes werden, die Gewissensfrage nicht erspart: Wird unser Tun dem metaphysischen Charakter des Buches noch gerecht? Sinkt dieses in den Massenbetrieben moderner Bibliotheken mit Beständen von Hunderttausenden und Millionen von Bänden nicht zur nüchternen Sache ohne geistigen und seelischen Persönlichkeitswert hinab? Ist, was für Feuerbach noch magisches und mystisches Bindeglied zur Geisterwelt war, nicht zur Massenproduktion und Handelsware deklassiert, ja zuweilen zum Verschleißgegenstand, zur Wegwerfpackung flüchtiger Gedanken, die man makuliert (wie in vielen Volksbibliotheken), wenn sie ausgedient hat? Weithin gilt doch beinahe als Axiom, daß der Bibliothekar, der lese, seine Aufgaben nicht mehr zu bewältigen vermöge und dem Übel des «Sich-Verlesens» verfalle, wie es für den mittelalterlichen Ritter die Klippe des «Sich-Verliegens» in behaglicher Häuslichkeit und weichlichem Minnedienst gab.

Die Gefahr der Entseelung unseres Berufes ist in unserer Periode der Hast

und Hetzerei nicht zu verkennen. In den leitenden Stellen saugt die administrative Sorge für den Betrieb und seine Organisation die Energien auf und drängt die Verantwortlichen wider Willen vom nahen Zusammenleben mit dem Buch ab. Den nachgeordneten Bearbeitern, denen die Bücher täglich zu Dutzenden und Hunderten durch die Hände gleiten, verunmöglicht die Masse, die weggeschafft werden muß, das Verweilen und Kennenlernen; von der stillen Versenkung in den Inhalt kann gar nicht die Rede sein. Wo noch ein Ansatz dazu vorhanden und erforderlich ist, in der Sachkatalogisierung, wird er zur «Dokumentation», zum eilfertigen Exzerpieren, Reduzieren und Klassifizieren, damit nur rasch das scheinbar Wichtigste festgehalten und registriert sei.

All das sind ohne Zweifel dringend notwendige und unerläßliche Tätigkeiten. Es sei nichts gegen sie gesagt. Im Gegenteil, sie verdienen Anerkennung. Sie wären sogar der oft vergessenen Würdigung ihrer menschlichen Seite wert, des Verständnisses für den Verzicht und die Entsagung, welche in solchen Arbeiten gerade für die wahren Bücherfreunde unter den Bibliotheksarbeitern liegen. Sie befinden sich ja in einer wirklichen Tantalus-Situation, wenn ihnen das Gut, nach dem sie hungern und dürsten, täglich nach kurzer Annäherung entschwindet.

Diese ständige Qual des Nahen und dennoch Unerreichbaren scheint noch schlimmer zu werden, wenn sich die unvermeidlichen Methoden der Automation und Computerisierung zwangsläufig immer mehr durchsetzen; denn ohne sie wird die unermeßliche Flut des Gedruckten nicht mehr zu bewältigen sein.

Hat es wenigstens der Bibliotheks*benützer* besser? Oder wird auch er durch den nicht mehr aufnehmbaren Umfang des Angebots neuer Literatur, selbst auf begrenzten Fachgebieten, an Vertiefung, an echter geistiger Begegnung mit dem Buch gehindert? Muß er sich nicht angewöhnen, hastig und häufig «diagonal» zu lesen, um überhaupt innert der nötigen Frist durchzukommen? Verführen überdies die aus solcher Not in Mengen erwachsenen Abhilfemittel, Bibliographien, Literaturnachweise, Registerwerke nicht dazu, eher punktuell nachzuschlagen als fortlaufend zu lesen? Auch der geübteste Leser fängt an, oberflächlich zu überfliegen. Von einer Sprache hohen Ranges, in der bedachtsam und gewichtig jedes Wort gewählt, gewogen und abgestimmt wird, entgeht ihm dabei das Beste.

Oft scheint es, Bibliothekar und Leser befänden sich in einem wirbelnden Teufelskreis, aus dem es kein Ausbrechen gibt, in einem Sog, der zu immer größerer Verflachung und Veräußerlichung, in Wertverluste und Vergröberung hinreißt.

Zu raten, wie dem Elend der Literatursintflut, mindestens in den kulturwissenschaftlichen Fächern, abzuhelfen sei, maße ich mir nicht an. Aber was man in Bibliotheken vorkehren kann, um der Abwertung der Biblio-

thekare zu bloßen Bibliothekstechnikern zu begegnen, das muß uns beschäftigen.

Ein Grundsatz moderner Organisation, der aus der Technik immer tiefer auch in andere Bereiche eingedrungen ist, heißt Fließband-Arbeit. Die abstumpfende Wirkung der Zeitung von Arbeitsgängen in Teilstücke, wobei jeder Beschäftigte nur noch begrenzte Handreichungen zu leisten hat, ist bekannt. Im Hinblick auf den Zeitbedarf des Arbeitsablaufes scheint dieses Verfahren «rationell». Handelt es sich jedoch um Tätigkeiten, bei denen auch höhere Werte als die bloße «Fertigung» auf dem Spiel stehen — etwa Vertrautheit mit dem Stoff, inneres Verhältnis zu seinem Gehalt — so ist die bloße technische Beschleunigung des Arbeitsganges gegen diese anderen Rücksichten sorgfältig abzuwägen. Sonst wird die rationellste Arbeitstechnik rasch in Unzweckmäßigkeit umschlagen.

Für das Bibliothekswesen hat Josef Mayerhöfer im Aufsatz «Betriebswissenschaftliche Untersuchungen in österreichischen Bibliotheken» (Zentralblatt für Bibliothekswesen 82, 1963 Seite 129—140) diese Fehlentwicklung überzeugend dargelegt. Von der Feststellung aus, daß kleinere Bibliotheken rascher und für den Benützer befriedigender arbeiten als Großbetriebe mit ihren überdehnten Verarbeitungsfristen von Wochen und Monaten, kam er zur Überzeugung, daß in der Organisation der letzteren «etwas Grundlegendes falsch sein» müsse. Als Ursache der «Leistungsschwäche» der Großbetriebe aber erwies sich gerade die bis in die Nähe der Fließband-Arbeit gesteigerte Arbeitsteilung, die «aus dem Menschen eine Art Maschine gemacht hat, indem sie nur noch ganz kleine Arbeitselemente primitivster Art von ihm fordert». Unter Hinweis darauf, daß selbst die Industrie seit etwa anderthalb Jahrzehnten «aus reinen Produktivitätsüberlegungen» begonnen habe, diesem ertötenden Grundsatz das «Prinzip der minimalen Zahl der Handänderungen» entgegenzusetzen, empfiehlt Mayerhöfer, daß ein Buch während der Erwerbung und Verarbeitung «durch möglichst wenig Hände gehen soll». Das ist erreichbar, wenn an Stelle der «herkömmlichen Dienststellen wie Erwerbung, Nominalkatalogisierung, Sachkatalogisierung, Katalogzettel-Vervielfältigung . . . usw.» Arbeitsgruppen mit sachlich (nicht formal) abgegrenzten Tätigkeitsfeldern treten, wenn also die hintereinander angereihten Abteilungen durch parallelgeschaltete ersetzt werden. Merkwürdigerweise berührt sich dieser Gedankengang mit den strukturellen Wandlungen, die ein so hoch technisiertes Organisationsmittel wie der Computer im Aufbau der Funktionen anbahnt.

Da denkt man unwillkürlich an Heinrich von Kleist und seinen Gedanken im tiefsinnigen Aufsatz «Über das Marionettentheater»: man müsse durch ein unendliches Bewußtsein durchgehen und «die Reise um die Welt machen», um zu sehen, ob das verriegelte Paradies «vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist».

Über den materiellen Ertrag durch Vermeidung von Doppelarbeit, Transportwegen und Zwischenlagern hinaus wird mit dieser grundlegenden Umordnung auch ein innerer Gewinn erzielt: der einzelne Bearbeiter sieht «nicht mehr ungezählte Mengen von Büchern an seinem Auge vorüber» ziehen; er kommt mit den einzelnen seines Bereiches in näher vertraute Berührung. Das würgende «Eingespanntsein in eine fließbandartige Arbeitskette» wird aufgehoben, die Arbeit vermenschlicht.

Es ist kaum Zufall, daß solche Wiederentdeckung der Werte des Fachreferat-Systems gerade von Österreich mit seiner kultivierten Bibliothekstradition und seiner humanistisch gesättigten Lebensweisheit ausgeht. In dieser Einsicht liegen tatsächlich Möglichkeiten, der zunehmenden mechanischen Vermassung großer Bibliotheksbetriebe entgegenzuwirken und ein persönlicheres, innigeres Verhältnis der Bibliotheksleute aller Stufen zum Buch zurück zu gewinnen. Damit wäre der bibliothekarische Beruf bis hinab zu seinen unteren Rängen der Gefahr, ein Routine-Metier zu werden, entzogen. Er bliebe ein Bildungsberuf, der für jeden hohe Anforderungen an geistige und seelische Fähigkeiten stellt.

Dann wird auch das Glück eines abgerundeten Arbeitsgebietes nicht länger den beneidenswerten sogenannten «wissenschaftlichen» Sparten der Bibliotheken, Handschriftenabteilungen, Musiksammlungen, Graphischen Kabinetten, Kartensammlungen usw. vorbehalten sein. Im ganzen Bibliotheksbereich können sich qualifizierte fachliche Kenntnisse wieder betätigen. Allen Mitarbeitern der Arbeitsgruppen ist die Befriedigung, am Auf- und Ausbau wertvoller Sondergebiete aktiv mitzuarbeiten und dadurch mit dem Herzen bei der Sache zu sein, neu geschenkt.

Nicht weniger Nutzen aber trägt der Bibliotheksbesucher davon. Er wird dann nicht mehr jenen berüchtigten Bibliothekarsgestalten begegnen, denen – wie die boshafte Redensart sagt – «die Bücher den Rücken zuwenden»; er wird es nicht mehr mit oberflächlichen Allerwelts-Vielwissern zu tun haben. Er kann wieder Fachkenner antreffen, die zu seinen Fragen und Problemen Zugang haben und verstehen, was er braucht.

Dem Faust Nikolaus Lenaus geht im grenzenlosen Ausschweifen plötzlich der Segen des Sich-Bescheidens auf, wenn er über die Erkenntniskraft des Mannes sagt:

> «Faßt er damit *getrost ein kleines Stück*
> *der großen Welt,* ward er zum Heil geboren.»

Ähnlich sollte auch der heutige Bibliothekar mitten im universalen Zusammenhang der großen Bibliotheken die Wohltat heilsamer und vertiefender Begrenzung begreifen, wenn er im Bestreben, die ganze Welt zu gewinnen, nicht an seiner Seele Schaden leiden will. *Paul Scherrer-Bylund*